

Illustrirtes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 15. Dezember.

Am Ufer.

Träumend am Ufer saß ich,
Hörte die Wogen rauschen,
Alles um mich vergaß ich,
Wurde nicht müde zu lauschen.

Eine rauschte zur andern:
„Kannst Du das Rätsel versteh'n,
Daß wir zum Meer sollen wandern,
Nur um im Meer zu vergeh'n?“

J. Sturm.

Notwehr.

Roman von
Reinhold Ortmann.
(Fortf.) (Nachdr. verb.)

Du willst mich fort-
schicken, Hilde?
Jetzt, nachdem wir uns
kaum gefunden?“ sagte
Eberhard. „Würde es
Dir denn so leicht
fallen, Dich schon wieder
von mir zu trennen?“

Aber sie wußte ihn
mit so liebevoller Ein-
dringlichkeit davon zu
überzeugen, daß seine
Anwesenheit in Rudow
jetzt ganz unerlässlich
sei, daß Eberhard end-
lich nachgeben mußte.

„Da mein Weg mich
über Wien führt,“ sagte
er im Laufe des Ge-
sprächs halb scherzend,
halb im Ernst, „könnte
ich eigentlich bei dieser
Gelegenheit der Gräfin
Teleky endlich den
Höflichkeitsbesuch ab-
statten, den ich ihr schon
seit langem schulde.“

„Du bist der Gräfin
diese Rücksicht unter
allen Umständen schul-
dig,“ sagte sie. „Und
dann —“ es fiel ihr
offenbar sehr schwer,
es auszusprechen —
„dann ist es auch wohl
besser, wenn sie so bald
als möglich, und aus
Deinem eigenen Munde
erfährt, was zwischen



Fräulein Naseweis. Von J. Kleinschmidt.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

uns geschah. Ich möchte
so gern bei Deiner
Rückkehr von Dir
hören, daß sie mir
nicht zürnt.“

„Ei, woher in aller
Welt nähme sie dazu
ein Recht! Und sie
wird auch nicht daran
denken — sei dessen
gewiß, mein Lieb!
Schon in ihren Briefen
fanden sich mehr als
einmal recht verständ-
liche Andeutungen, daß
meine hartnäckige Welt-
flucht keineswegs ihren
Beifall habe, und daß
ich ihrer Meinung nach
noch viel zu jung sei,
um die besten Jahre
meines Lebens in un-
fruchtbarer Trauer zu
vergeuden. Es würde
schlecht zu diesen Äuße-
rungen stimmen, wenn
sie etwa jetzt die Ge-
tränkte spielen wollte.“

„Und Hlona?“ fragte
Hilde nach einem kleinen
Schweigen mit nieder-
geschlagenen Augen.
„Hast Du auch mit ihr
im Briefwechsel ge-
standen?“

„So kann man es
wohl kaum nennen,“
gab Eberhard unbe-
fangen zurück. „Zwar
fügte sie jedem Briefe
ihrer Tante eine äußerst
liebenswürdige Nach-
schrift hinzu; ich aber
war unhöflich genug,
mich immer auf einen

kurzen Gruß durch Vermittelung der Gräfin Teleky in meinen Briefen zu beschränken.“

„Und Du glaubst, daß sie in Bezug auf — auf unsere Verlobung die Ansicht ihrer Tante teilen werde, Eberhard?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er heinabe rauh. „Aber wie sie auch darüber denken mag, jedenfalls haben wir keine Veranlassung, uns darum zu kümmern. Das Fräulein von Totialuhy wäre von allen Weisen auf Erden wohl das letzte, dem ich irgend welchen Einfluß auf die Gestaltung meines Lebens zugestehen würde.“

Für einen Moment war bei der Erinnerung an jene Stunde der Haß, den er damals gegen die Schwester Gabrielens empfunden, von neuem in seinem Herzen aufgelodert; aber es war auch nur für einen Moment gewesen; denn ein Blick in das holde, unschuldige Antlitz des geliebten Mädchens hatte genügt, ihn über seinem jungen Glück alles Trübe und Dunkle, das die Vergangenheit wie häßliche Schatten in die sonnige Gegenwart warf, ganz und gar vergessen zu machen.

Und auch seiner ersten Eingebung, Hilfe von jenem silbernen Armreif zu sprechen, den ihm Flona damals übergeben, folgte er nicht. Noch war es zu früh, die Gestalt der Toten herauf zu beschwören, die so large trennend und feindlich zwischen ihnen gestanden, — noch fürchtete er davon für den Bestand des Glückes, das der Himmel ihm wie durch ein Wunder in den Schoß geworfen hatte, als er schon lange aufgehört, es zu erhoffen.

11.

Eberhard hatte sich durch ein kurzes Telegramm bei der Gräfin Teleky angemeldet, und er brauchte sich nicht erst wegen seines Reiseanzuges zu entschuldigen, als er ihren Empfangsalon betrat.

Die Gräfin, die ihn allein empfing, zeigte sich über seinen Verband auf das bestigste erschrocken und es kostete ihre Mühe, sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß seine Verletzungen ganz geringfügige seien.

Ihre bestrickende Freundlichkeit aber machte die Situation für Eberhard nur noch unbequemer, und er amete auf, als nach Verlauf von etwa zehn Minuten Flona aus dem Nebenzimmer eintrat. Seine erste Empfindung bei ihrem Anblick war die einer lebhaften Ueberraschung. Sie mußte entweder um ein bedeutendes hübscher geworden sein in diesen anderthalb Jahren, oder der Umstand, daß jetzt keine Möglichkeit mehr gegeben war, sie mit ihrer schönen Schwester zu vergleichen, kam ihr auf eine geradezu trappierende Weise zu statten.

Auch sie legte eine wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit gegen den Besucher an den Tag, und es war gewiß keine Täuschung, als Eberhard, der ihr ritterlich die Hand stützte, dabei einen ziemlich kräftigen Druck der schlanken, fühlenden Finger zu spüren glaubte.

Ihre Stimme klang so herzlich und glütig, daß Eberhard sie kaum wieder erkannte. Aber diese Herzlichkeit erfreute ihn nicht, sondern sie bedrückte ihn. Mit jeder weiteren Minute seines Verweilens bereute er es lebhafter, hierher gekommen zu sein, ohne die Mitteilung von seiner Verlobung voranzusenden. Es schien ihm unaufrichtig und unwürdig, daß er sich von der mütterlichen Freundin und von der Schwester seines toten Weibes hier mit verwandtschaftlicher Zärtlichkeit behandeln ließ, während sie sich vielleicht als von einem Verräter von ihm abgewendet hätten, wenn ihnen die jüngsten Ereignisse schon bei seinem Eintritt bekannt gewesen wären.

Und weil ihm alle Rüge im tiefsten Herzen verhaßt war, raffte er sich mit energischem Entschlusse auf, dieses falsche Spiel durch eine offene Erklärung zu enden.

„Ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu melden, Frau Gräfin,“ sagte er, „eine Nachricht, die ich Ihnen aus naheliegenden Gründen nicht auf brieflichem Wege mitteilen wollte. Ich — ich habe mich verlobt.“

Er hatte nicht erwarten können, daß die Tante Gabrielens diese unerwartete Kunde mit jubelnder Freude aufnehmen würde. Auf eine Wirkung, wie sie sich jetzt zeigte aber, war er denn doch kaum gefaßt gewesen.

Mit einem kleinen Ausschrei der Ueberraschung, in den sich recht deutlich ein starker Beiklang von Entrüstung mischte, sank die Gräfin gegen die Lehne ihres Sessels zurück, und es war nichts mehr von der bisherigen, übersprudelnden Liebenswürdigkeit in ihrer Stimme, als sie nach einem sekundenlangen Schweigen sagte: „Ah, in der That, es war sehr rücksichtsvoll, daß Sie kamen, uns diese Eröffnung in eigener Person zu machen. Und wenn Sie mir nur ein wenig Zeit lassen, werde ich vielleicht auch dahin gelangen, mich darüber zu freuen. Es ist ja am Ende nur natürlich, daß Sie die arme, unglückliche Gabriele in dieser endlos langen Zeit Ihres traurigen Witwenthums bereits vergessen haben.“

„Ich habe sie nicht vergessen, Frau Gräfin,“ erwiderte Eberhard mit Würde, „aber die Pietät gegen eine Verbundene würde zur grausamen Qual für die Lebenden werden, wenn sie ihnen gebieten müßte, jedes Glücksbedürfnis in ihrem Herzen zu ersticken.“

„Gestatten Sie mir, Ihnen meine wärmsten Glückwünsche auszusprechen,“ kam Flona jetzt einer Entgegnung ihrer Tante zuvor, „und haben sie die Güte, dieselben in meinem Namen auch dem Fräulein von Hochlitz zu übermitteln; denn ich irre doch wohl nicht, wenn ich in ihr die glückliche Braut vermute.“

„Allerdings, Flona,“ sagte er. „Ich danke Ihnen, und ich werde nicht verfehlen, mich Ihres gültigen Auftrages zu entledigen, Ihrem Scharfsinn aber kann ich in der That meine Bewunderung nicht verjagen.“

„O, Sie erweisen mir zu viel Ehre. Auf den Ruhm besonderen Scharfsinnes kann ich in diesem Fall wirklich kaum einen Anspruch erheben. Wenn Sie sich noch der Unterhaltung erinnern würden, die wir am Begräbnistage meiner armen Schwester mit einander hatten —“

Eberhard stand auf, und ehe sie den begonnenen Satz vollenden konnte, fiel er ihr ins Wort: „Ich erinnere mich dieses Gespräches sehr wohl, Flona, und eben deshalb weiß ich nicht, ob Sie gut thun, mich heute daran zu mahnen. Jedenfalls war ich damals wie heute nur meinem eigenen Gewissen Rechenschaft schuldig über meine Handlungen und über die Gründe, die meine Handlungen bestimmen.“

„Gewiß! Und ich bin sicherlich die letzte, solche Rechenschaft von Ihnen zu verlangen. Ja, ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Ihr Gewissen sich immer so nachgiebig und gesällig erweisen möge wie jetzt, auch wenn die ersten köstlichen Freuden des beglückten Brautstandes hinter Ihnen liegen.“

„Flona — um Gottes willen!“ mahnte die Gräfin in scheinbarer Angst. „Du wirst doch hoffentlich nichts von jener schrecklichen Anklage gegen das Fräulein von Hochlitz erwähnen.“

„Was heißt das?“ rief der Freiherr, einen Schritt näher auf sie zuretend. „Was für eine Anklage ist es, Frau Gräfin, von der Sie sprechen?“

„Nichts — nichts! — Ich bitte Sie — ich beschwöre Sie! fragen Sie mich nicht! — Flona und ich, wir sind überein gekommen, es als ein Geheimnis zu bewahren. Auch wenn wir im Stande wären, die Schuldigen zu überführen, unsere unglückliche Gabriele würden wir damit ja doch nicht wieder ins Leben rufen können.“

Eberhards Lippen bebten, und die Fingerippen seiner rechten Hand gruben sich tief in das Polster der Sessellehne, auf die er sich stützte.

„Aber Sie sind im Irrtum, Frau Gräfin, wenn Sie glauben, nach solchen Andeutungen Ihr Geheimnis noch länger vor mir bewahren zu können. Was für eine Schuld ist es, auf die sich Ihre unverändlichen Andeutungen beziehen? Nachdem Sie den Namen meiner Braut damit in Verbindung gebracht haben, verlange ich auf das Entschiedenste, alles zu erfahren.“

„Mein Gott, Flona, so komm mir doch zu Hilfe! — Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll. Es ist ja fürulich, als ob ich vor den Richter gestellt würde.“

„Was Du antworten sollst, Tante? — Nun, ich denke, da Eberhard es so wünscht, solltest Du ihm einfach die ganze Wahrheit sagen.“

„Nein, nein, ich kann nicht,“ wehrte die Gräfin ab, „es regt mich zu sehr auf. Wenn er durchaus darauf besteht, es zu erfahren, so magst Du ihn statt meiner aufklären. Der unglückselige Brief war ja auch an Dich gerichtet. Dort in der Schatulle wirst Du ihn finden.“

Sie stand auf und hinkte in fluchtartiger Eile aus dem Zimmer. „Darf ich also bitten?“ fragte er Flona nun mit erzwungener Ruhe. „Ich hoffe, Sie werden sich nicht fürchten, den Wunsch Ihrer Tante zu erfüllen.“

„Fürchten? — Nein, ich fürchte nichts — wenigstens nicht für mich. Um Ihren Willen aber wäre es freilich besser, wenn Sie sich jetzt noch entschließen könnten, auf diese traurige Erklärung zu verzichten. Sie ist nicht darnach angethan, Ihnen Freude zu bereiten.“

Sie hatte die Schatulle geöffnet und reichte ihm ein zusammengefaltetes Blatt, das sie merkwürdig rasch gefunden hatte. Eberhard sah auf den ersten Blick, daß ihm die unregelmäßige und ziemlich unbeholfene Handschrift vollständig fremd war. Er trat an das Fensterrand und las.

„Gnädigstes Fräulein!

Ich glaube nicht, daß Sie sich meiner noch erinnern werden, und Sie müssen darum sehr erstaunt sein, einen Brief von mir zu erhalten. Aber ich kann die Last nicht länger auf meinem Gewissen behalten, und mein Mann sagt auch, daß ich jetzt, wo wir doch im Begriff sind, nach Amerika auszuwandern, mein Herz erleichtern und Ihnen oder dem Herrn Baron mitteilen soll, was ich von dem traurigen Ereignis weiß. Weil es aber den Herrn Baron wahrscheinlich sehr aufregen würde, wende ich mich lieber an Sie, gnädigstes Fräulein, und bitte gleich von vornherein um Verzeihung, wenn ich durch meine Mitteilungen Ihren Kummer erneuern sollte. Ob Sie es dann dem Herrn Baron oder überhaupt einem Menschen wieder sagen wollen, muß ich gehoramt Ihrem eigenen gültigen

Ermeßen überlassen. Denn wenn ich Ihnen auch nur die lauterste Wahrheit berichte, so ist doch gerade die Hauptsache am Ende bloß eine Vermutung, und man würde es vor Gericht nicht auf seinen Zeugeneid nehmen können. —

Also das Fräulein von Rodliz gab mir an dem Abend, wo die arme Frau Baronin so schwer krank wurde, daß sie noch in derselben Nacht sterben mußte, den Auftrag, ihr einen Koffer zu besorgen, weil sie plötzlich abreißen wollte. Ich war nämlich damals Jungfer bei dem Fräulein von Rodliz, was ich noch besonders erwähnen will, weil das gnädige Fräulein meinen Namen inzwischen gewiß längst vergessen haben werden. — Natürlich machte ich mir allerlei Gedanken über diese sonderbare Abreise von der fein Mensch im Schlosse etwas erfahren sollte; aber weil ich das Fräulein sehr gern hatte, sagte ich wirklich niemandem etwas davon außer dem Kuticher, der die alte Kalesche anspannen sollte. Ich wollte beim Einpacken behilflich sein, aber das Fräulein schickte mich fort, und nach einer Weile sah ich sie aus ihrem Zimmer herauskommen, in einem langen weißen Gewand, das sie noch niemals getragen hatte, so lange ich auf Rudow war, und mit einem ganz verstorbenen, bleichen Gesicht. Erst hörte sie, ob sich auch nichts in der Nähe rührte, und dann — mich konnte sie nicht sehen, weil ich mich rasch in die Nische hinter dem Pfeiler gedrückt hatte — ging sie ganz leise den Korridor hinab. Weil ich nun doch schon sehr neugierig war, was diese ganze Reisegeschichte eigentlich zu bedeuten habe, und weil ich garnicht begreifen konnte, wohin das Fräulein in einem solchen Aufzuge gehen wollte, schlich ich mich sachte hinterdrein, bis ich bemerkte, daß sie eine Minute lang vor dem Arbeitszimmer des Herrn Barons stehen blieb, um dann hineinzugehen.

Ich schlich mich also bis nahe an die Thür, und ich würde auch durch das Schlüsselloch geguckt haben, wenn ich nicht von drinnen eine Männerstimme gehört hätte, da dachte ich, das könnte nur der Herr Baron sein, und weil ich doch wußte, daß er mich auf der Stelle fortjagen würde, wenn er mich hier an der Thür als Horcherin entdeckte, bekam ich einen Schreck und lief eilig wieder hinauf. Das ist alles, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, denn wie ich unten die Musik hörte, ging ich an die hintere Saalthür, um ein bißchen zuzuhören, und als ich wieder herauskam, war das Fräulein von Rodliz in ihrem Zimmer und hatte alles fertig gepackt. Gleich nachher mußte ich mit dem Kuticher ihre Sachen zum Wagen bringen, und sie fuhr ab. Zuerst habe ich nicht viel über die

Sache nachgedacht, und wir waren ja auch alle ganz bestürzt von den schrecklichen Dingen, die dann weiter in dieser Nacht passierten. Nachher aber sind mir doch allerlei sonderbare Gedanken gekommen, namentlich wegen des weißen Gespenstes, was die arme Frau Baronin in dem Gange vor der Bibliothek gesehen hat, und wovon sie so furchtbar erschrocken ist, daß sie daran sterben mußte — und dann auch wegen der Männerstimme im Arbeitszimmer des Herrn Barons. Denn daß es nicht der Herr Baron gewesen sein kann, wie ich erst dachte, ist ganz bestimmt. Ich habe sämtliche Diener gefragt, und sie wollten alle beschwören, daß der Herr Baron nicht einen Augenblick unten aus dem Saale fortgegangen ist, bis man ihn zu seiner kranken Gemahlin heraufholte. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich es Ihnen schon damals gesagt hätte, als das gnädige Fräulein noch auf Rudow verweilte. Aber es war eine zu aufgeregte Zeit, und das gnädige Fräulein waren schon so trostlos, daß ich mir nicht das Herz fassen konnte. Schließlich hat man auch nur Ärger und Unannehmlichkeiten von solchen Dingen, besonders wenn es sich um einen armen Diensthofen und um ein vornehmes Fräulein handelt — womit ich übrigens weiter nichts gesagt haben möchte. Jetzt aber, wo meinem Manne eine schöne Stellung in Amerika angeboten worden ist, und wo wir wahrscheinlich niemals nach Deutschland zurückkehren werden, brauche ich auf niemanden mehr Rücksicht zu nehmen, und so schreibe ich denn mit der nochmaligen Versicherung,

daß ich nur die lauterste Wahrheit gesagt habe und indem ich dem gnädigen Fräulein ehrerbietig die Hand küsse als

Dero gehorsamste

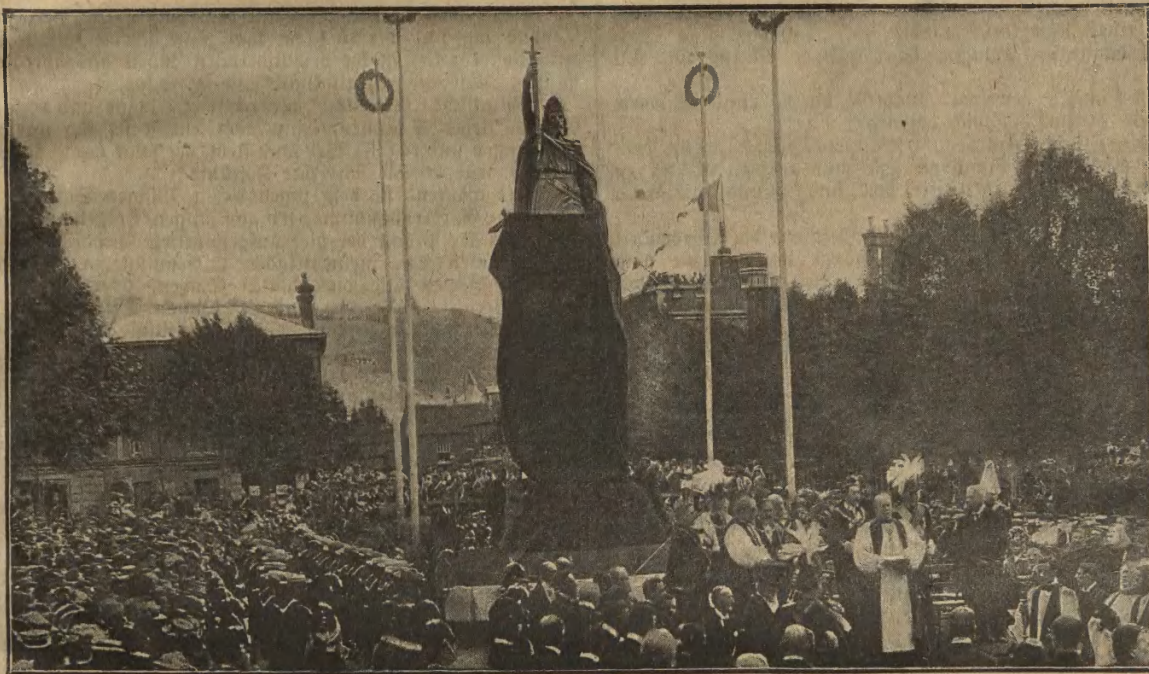
Minna Dittmann, geb. Schwente.

„Und auf diesen elenden Diensthofenklatsch hin hat Ihre Frau

Lante den Mut, meine Braut zu verdächtigen. Wahrhaftig, man muß hier einen unaussprechlichen Haß gegen Hilde von Rodliz hegen, wenn man aus so schmachvollen Lügen eine Waffe gegen sie zu schmieden hofft.“ — „Sie befinden sich in einem doppelten Irrtum. Erstens fühlen wir durchaus keinen Haß gegen das Fräulein von Rodliz und dann scheint es mir zum mindesten



Kaiserin Elisabeth-Gedächtnis-Kirche auf dem Hochschneeberg.



Eine Tausendjahrfeier. Die Enthüllung des Denkmals Alfreds des Großen in Winchester.

etwas voreilig, die Angaben dieses Briefes einfach als schmachvolle Lügen zu bezeichnen. Das Armband des Fräuleins ist jedenfalls ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die ehemalige Jungfer wenigstens in einem Punkte die Wahrheit schreibt. Fräulein von Rodliz ist an jenem Abend wirklich in Ihrem Arbeitszimmer gewesen.“

[Fortsetzung folgt.]

Das Geschenk des Matrosen.

Novellette von Hégésippe Moreau.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1776, als sich an Bord des französischen Schiffes „Le Héron“ eine amüsante Szene abspielte. Die Offiziere, welche der Dienst nicht in Anspruch nahm, gingen rauchend und plaudernd auf Deck spazieren, als plötzlich ein junger Fähnrich auf der in die Kabine des Kapitäns führenden Treppe erschien und ausrief: „Meine Herren, die Königin kommt!“

Die Königin, die die Bemannung des „Héron“ begrüßte, war die unschuldige und flüchtige Königin des Dreikönigtages. Der Zufall hatte zu dieser Würde eine hübsche, kleine Kreolin von der Insel Martinique erhoben, eine Verwandte des Kapitäns, die in Begleitung einer Tante nach Paris reiste, um dort eine Erbschaft zu erheben! Und die junge Königin entledigte sich ihrer Würde mit einer Grazie, um die sie selbst Katharina II. und Maria Theresia beneidet hätten.

„Auf die Kniee, schöner Page!“ sagte sie zu dem jungen Fähnrich, der sie gemeldet hatte; „sehen Sie nicht, daß ich meinen Handschuh habe fallen lassen? . . . Treten Sie näher, meine Herren Minister, und lachen Sie nicht, denn der Fall ist ernst. Ich liebe mein Volk, hören Sie, und ich wünsche, daß mein Volk mich liebt. Es handelt sich darum, zu entscheiden, ob eine blaue Rosette auf meinen Schuhen sich besser ausnehmen würde, als eine weiße. — Wie! ich glaube mein Leibarzt erlaubt sich, seiner Souveränin, in Ermangelung von Weihrauch, Tabakdampf ins Gesicht zu blasen.“

Nun folgten tausend unschuldige Späße, über die die braven Seeleute von ganzem Herzen lachten. Am meisten schien sich über den Triumph des liebenswürdigen Mädchens ein alter britanischer Matrose, Namens Pierre Hello, zu freuen, der weniger Runzeln als Narben aufzuweisen und der an dem nämlichen Tage eine Ehrenmedaille als Lohn für seine langjährigen Dienste erhalten hatte; in der Rücksicht darauf hatte ihn der Kapitän zur Tafel zugezogen, bei der die beiden kreolischen Damen, seine Verwandten, den Vortritt führten.

Marie-Rose — so hieß das junge Mädchen — hatte sich schon lange für die schönen Thaten Pierre Hello's begeistert und ihm unter Glückwünschen die Hand gereicht. Das Herz des rauhen Alten, dem solche Empfindungen neu waren, hatte bei den freundlichen Worten des Kindes ebenso gebebt, wie beim Empfange der Ehrenmedaille. Er allein bediente sie, er allein wachte über sie; denn Marie-Rose's Tante, eine gute alte Frau, die infolge der Sicht an ihren Stuhl gefesselt war, verbrachte den ganzen Tag mit der Lektüre von Romanen, die sie nur dann und wann durch den Ruf: „Hierher Renille! Hierher Marie-Rose!“ unterbrach, wenn sie ihre Kasse in das Tafelwerk einer Maus oder ihre Nichte auf Deck einem Sonnenstrahl nachlaufen sah.

Am Tage nach dem Dreikönigtage, erschien das liebenswürdige Mädchen traurig und nachdenklich, von dem allen Seebär unruhig und schweigsam betrachtet. Sie konnte nicht umhin, auf diesen mitleidigen und st. genden Blick mit einem Geständnis zu antworten. Eine alte Negerin, die als Hure galt und der Marie-Rose in der Heimat Holz im Walde zugetragen, hatte ihr etwas Seltsames geweissagt. Diese Prophezeiung quälte sie, und sie erzählte dieselbe dem alten Matrosen.

„Gute kleine Herrin, ich habe gesehen einen großen Adler, hoch aufsteigen . . . mit einer Rose im Schnabel . . . Du seine Rose . . . Du sehr unglücklich, dann Du Königin, dann großer Sturm und Du sterben!“

„Ich bin gestern Königin gewesen,“ fügte sie hinzu, „und ich warte jetzt nur noch auf den Sturm, der mich dahintrafft . . .“

„Haben Sie keine Furcht, Fräulein,“ erwiderte Hello, „wenn dem Héron ein Unglück zustieße, so brauchen Sie nur meinen Gürtel zu packen, und mit Gottes Hilfe würden Sie heil und gesund ans Land gelangen.“

Marie-Rose, die sich ein wenig beruhigt fühlte, belohnte die Ergebenheit des braven Mannes, indem sie ihm eine Romanze vorsang, die noch niemand vor ihm gehört hatte; — den Abschied eines Bräutigams von seiner Braut, die ein junger Kreole, ihr Nachbar, für sie gedichtet und in Musik gesetzt hatte.

Doch es giebt ein Alter, in dem alle Schmerzen leicht vorübergehen, in dem die Schwermut des Abends am andern Morgen verschwunden ist, und Marie-Rose stand in diesem Alter. Am nächsten Tage tanzte sie wieder, und die Tage und Wochen vergingen, ohne die überschäumende Lustigkeit aufzubrechen. Das war jedoch bei ihren Schuhen nicht der Fall, und der letzte Sprung einer Serandole riß die letzten Zehen auseinander.

Mit der Garderobe der Damen war es nicht eben gut bestellt; sie fuhren nach Paris und waren der Ansicht, sich nur im Königreich der Mode mit Kleidern und Schuhwerk ausstatten zu dürfen. Bald war Marie-Rose gezwungen, unbeweglich neben ihrer Tante sitzen zu bleiben, sie ver barg ihre bloßen Füße unter dem Kleid und bewegte Kopf und Körper in fieberhaftem Verlangen nach Bewegung, ohne es jedoch zu wagen, einen Schritt zu thun.

Die kleine Königin weinte; sie saß gefangen und wartete auf den vorüberziehenden Ritter, der sie befreien würde.

Dieser Ritter war Pierre Hello.

„So hübsche Füße bloß zu lassen,“ sagte er mit entrüstetem Tone, „da möchte man ja kein Herz im Leibe haben!“

Pierre Hello überlegte, schlug sich vor die Stirn und rief dann mit verzweifelter Energie: „Ein Stück Leder! Meine Peise und meine Medaille für ein Stück Leder!“

Endlich stieß er einen Freudenschrei aus, er hatte entdeckt, was er suchte, ein Stück Leder, einen Stiefel! Es war der Stiefel eines in einem Seegericht gefallenen Soldaten, der, Gott weiß, wie er dahin gekommen war, in einem Winkel lag. Dort trauerte er um seinen Zwillingbruder, der im Meere ertrunken oder im Bauche eines Hai'sches begraben war.

Pierre griff nunmehr zu seinem Dolch, schnitt den Stiefel auseinander und machte in kaum einer Stunde . . . ich möchte gern sagen, daß er ein Paar Schuhe machte, aber es waren weder Schuhe, noch Stiefel, noch Stiefeletten, noch Kothurne, noch Pantoffeln oder etwas dergleichen, es war auf dem Gebiet der Schuhmacherkunst etwas ganz Originelles, Romantisches, Namenloses; aber dieses Namenlose konnte doch im Notfall auf die Füße gezogen werden, und das war die Hauptsache.

Der brave Hello lief nunmehr zur Kabine von Marie-Rose, wo er mit triumphierender Miene, unter lautem Lachen, sein Werk abgab und mit berechtigtem Stolz ausrief: „So, jetzt können Sie wieder tanzen!“

Und wirklich tanzte Marie-Rose eine Stunde später, mit einem Bleigewicht an jedem Fuß unter dem begeisterten Beifallsklatschen ihrer Zuschauer.

Endlich, nach langer Ueberfahrt erscholl der Ruf: „Land!“ und zwischen dem alten Matrosen und der jungen Kreolin fand eine wahrhaft rührende Abschiedsszene statt.

„Ich werde stets an Sie denken und Ihre Schuhe zur Erinnerung wie eine Reliquie bewahren,“ sagte Marie-Rose um Pierre Hello zu trösten, der sich mit dem Rücken seiner knöchigen Hand über die feuchten Augen fuhr.

„Oh,“ sagte er, den Kopf schüttelnd, „Sie gehen nach Paris, wo neue Freunde Sie bald den armen Hello werden vergessen lassen.“

„Nein, nein! glauben Sie das nicht!“ wiederholte sie, indes ihre Tante sie fortzog. Er folgte ihr lange mit den Augen, während sie ihm noch oftmals Lebewohl zurief.

Pierre Hello konnte nicht wissen, ob das junge Mädchen Wort hielt, er kam selten an Land und fiel im amerikanischen Kriege. Und was Marie-Rose anbetrifft —

Meine Geschichte durchschneidet jetzt plötzlich der gewaltige Strom der französischen Revolution. Wir befinden uns mitten im ersten Kaiserreich, und zwar in Malmaison, dem Zufluchtsort der edlen und unglücklichen Josephine. An den Flügel gelehnt, hört sie lächelnd eine Deputation ihrer jungen Ehrendamen an, die sie zitternd um die Erlaubnis bitten, im Schlosse Komödie spielen zu dürfen.

„Gern, meine Kinder,“ erwiderte Josephine, „ich übernehme es sogar, Ihnen die Kostüme zu liefern. Dank der Großmuth des Kaisers ist meine Garderobe überreich. Sehen Sie, das hat man mir eben gebracht!“

Dabei stieß sie nachlässig mit dem Fuß einen Pelz fort, der auf dem Teppich lag und der so schön war, daß sich die jüngste Ehrendame nicht enthalten konnte, in die bewundernden Worte auszubrechen: „Gott! wie ist Em. Majestät doch glücklich!“

„Glücklich! Glücklich!“ murmelte Josephine und verank einen Augenblick in tiefes Träumen, dann aber entriß sie sich ihren quälenden Erinnerungen und rief: „Wer mich liebt, der folge mir! Kommen Sie, meine Damen, wählen Sie sich Ihre Kostüme.“

Und während sie dem jugendlichen, lustigen Schwarm voraneilte, trat sie in ihr Garderobezimmer, wo alle jungen Damen entzückt die Augen aufrißen, ob der Pracht der hier aufgestapelten Gewänder.

„Nehmen Sie, meine Kinder, und amüsieren Sie sich recht gut; ich überlasse Ihnen alle die schönen Sachen, über die Sie die Augen so weit aufreißen; alle Gegenstände können Sie nehmen; alle, bis auf einen, dieser ist mir zu heilig, und zu heilig, als daß man ihn anrühren dürfte . . .“

Als sie bei diesen Worten die Neugier aus aller Augen blitzen sah, fuhr sie fort: „Ich kann Ihnen den Schatz indessen zeigen!“

Mit diesen Worten zog die Kaiserin aus ihrer Garderobe . . . das Werk und Geschenk des britanischen Matrosen Pierre Hello's, die Schuhe, die er für Marie-Rose verfertigt.

Als das Schwert Napoleons Europa zu zerschneiden begann, hatte Josephine Marie-Rose Tascher de la Pagerie das Glück, den Kern zu erhalten und ward Kaiserin. Doch eines Tages durchzog plötzlich ein heftiger Sturm Europa; die Schneemassen Rußlands lösten sich von selbst, um wie ein weißes Leichentuch auf Frankreichs Soldaten herniederzufallen und die Kriegsurie durchzuste die Welt.

Als der Himmel sich endlich aufklärte, war die Prophezeiung der Negerin vollständig in Erfüllung gegangen; der zu Boden geschmetterte Adler hatte die Rose fallen lassen; und die Kreolin, die zweimal Königin gewesen, war im Sturme gestorben!

Eine Schachpartie.

Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Als Wegerdanz in seiner „Bude“ angekommen, stellte er sich mechanisch ans Fenster, sah auf die weiß aus der eingebrochenen Nacht herüber schimmernden Nachbarhäuser und trommelte mit den Fingertücheln gegen die Scheibe. Der Alte hatte recht, es war ein widriger, frostig anwehender Abend, selbst in der ofenwarmen Stube. Er versenkte sich in Erinnerungen

an die Jugend. Alles was er einst gekannt und geliebt ruhte längst auf dem Kirchhof. Eigentlich war dies Zimmer hier selbst auch nur eine Art Kirchhof, ein Grab, an dessen Inhalt in der ganzen lebendigen Welt kein einziger Mensch dachte. Wolfgang Wegerdanz zündete rasch seine kleine Studierlampe an, setzte sich und griff nach seinem Handbuch der Pharmakologie. Die Bohlen und Brüche darin enthielten ein gutes Mittel, schweifende Gedächtnisphantasien zu bändigen. Aber sehr trockene Geisterbanner waren es doch und hatten auf die Dauer nicht Kraft genug, den Blick zu halten, daß er sich nicht einmal über den Buchrand hinaus ins Leere verlor. Gab es wirklich keinen einzigen Menschen auf der Welt, der heut abend an ihn dachte? Da stand plötzlich ein anderes Bild über dem grauen Schnitt der Pharmakologie in der Luft, ein wundervoll schönes und anmutiges, und der junge Student nickte demselben zu und sagte halb-

laut: „Erwine —“ Das Bild kam aus einem Spätsommertag des letzten Jahres, an dem er noch einmal die biblische Erfahrung von der Schwäche seines Fleisches gemacht, denn Musik und fröhliches Getriebe in einem distinguierten Vergnügungsgarten hatten ihn verleitet, sich über das für seine Verhältnisse ungeeignete Entreegeld leichtsinnig hinwegzusetzen und einzutreten. Unter hohen Bäumen nahm er an einem Tisch Platz, es gab bunte Champions, Feuerwerk und bengalische

Flammen, und während des roten Gelobers einer solchen gewahrte er plötzlich unfern von sich ein Mädchen, oder vielmehr eine junge Dame, bei der ihm zum erstenmal im Leben geschah, daß er sie immerfort ansehen mußte. Sie saß mit anderen Altersgenossinnen zusammen, doch unter ihnen, wie sich eine Lilie oder eine weiße Sommerrose zwischen den Herbstastern und Georginen auf den Beeten des Gartens ausgenommen haben mußte. Es schien nicht, daß sie an der Unterhaltung ihrer Begleiterinnen viel Gefallen fand, denn ihr Blick ging meistens für sich, vereinsamt durch den linden Abend umher. Und da das Gesicht Wolfgang's ihr immer zugewandt blieb, konnte es nicht anders geschehen, als daß ihre Augen gleichfalls einmal in die feinen treffen mußten. Das thaten sie auch, nur sehr flüchtig, und gingen vorbei. Doch nach einer Weile kamen sie noch einmal wieder, offenbar aus einer Art von Neugier, um zu sehen, ob das stumm herüberblickende Gesicht noch ebenso da sei. Weiter wußte Wolfgang Wegerdanz eigentlich von dem Abend nichts. Vielleicht waren ihre Augen sich danach noch einmal begegnet, aber sicher konnte er sich dessen nicht erinnern. Nach ein paar Tagen indes hatte der Zufall es gesügt, daß er auf seinem Vormittagsweg zum Kolleg in einer Anlage der nämlichen jungen Dame entgegenkam. Sie ging allein und er erkannte sie auf den ersten Blick wieder, doch ebenso schien auch sie es zu thun, und es kam ihm unwillkürlich, als sei es seine Höflichkeitspflicht, nicht grußlos an ihr vorüberzugehen. So zog er seinen Hut, und sie dankte freundlich, fast mit einem zutraulichen Ausdruck ihrer großen braunen Augen, als habe sie es bei seinem Anblick auch gar nicht anders erwartet. Es war etwas in ihrem Wesen, das den jungen



Auf dem Weihnachtsmarkt. Nach dem Originalgemälde von René Reinick.

Studenten an ihn selbst erinnerte, er konnte sich nur nicht gleich sagen, was. Doch zu Haus fand er's; sie regte die Empfindung, trotz ihren damaligen Gefährtinnen ebenso vereinsamt in der Welt zu sein, wie er.

Und wenn's dann noch wieder ein Zufall war, so war's jedenfalls ein höchst merkwürdiger, daß sie nach und nach an jedem Morgen genau zur selben Zeit und an der nämlichen Stelle des Weges durch die verhältnismäßig stille Anlage kam, wenn er in sein Kolleg ging. Dann hatten sie auch einmal mit einander gesprochen; wie dies geschehen, und ob er sie oder sie ihn angeredet, oder ob sie beide es gleichzeitig gethan, wußte er nicht mehr. Aber es war selbstverständlich geworden, daß sie sich bei ihrem Zusammentreffen ein Weilchen unterhielten, in der plaudernd vertraulichen Art, wie ein paar Kinder, die auf gleichem Spielplatz zu einander geraten und gegenseitig nichts weiter von sich zu wissen brauchten, als daß jeder den anderen gern dort antraf. Dabei war's von selbst gekommen, daß er ihr seinen Namen genannt und erfahren, sie heiße Erwine, und es hatte einmal angefangen, daß sie sich beim Auseinandergehen die Hand gegeben, und war so geblieben. In dem allem lag etwas Selbstverständliches, wie wenn Schwester und Bruder sich begegnen und einige Minuten traulich und fröhlich zusammen stehen bleiben. Sie wußten auch von einander, daß sie beide eltern- und geschwisterlos in der Welt daständen, und dies Gefühl des gleichartigen Alleinseins hatte wohl die ungewöhnliche Befreundung zwischen ihnen herbeigeführt.

So war nach langer sonziger Herbstzeit spät erst der Winter angebrochen und zwar mit einem stürmischen Regentage, an dem sie ihm ohne Schirm begegnet, so daß er den seinigen aufgespannt, ihr den Arm geboten und sie dergestalt an ihr Wegziel geleitet hatte. Wie sie an letzterem in einem vornehm niedersehenden Hause verschwand — eine Tante von ihr wohnte darin, die sie täglich besuchen müsse — stand er und sah ihr nach. Er fühlte noch die Wärme, die ihr Arm auf dem seinigen hinterlassen.

Aber auf einmal fiel ihm dabei etwas von den Augen herunter, doppelt, gewissermaßen vom einen und vom anderen zugleich. Sie waren keine Kinder und keine Geschwister, und es war auch keine Freundschaft, sondern Liebe, die schon lange heimlich in seinem Herzen für Erwine kloppte, doch ihm in diesem Augenblick erst klar zum Bewußtsein geriet. Und andererseits stand zum erstenmal deutlich vor ihm, daß sie bei ihrer Schönheit und Anmut einen aristokratischen Gesichtszug trug und stets in vornehm einfacher, doch wertvollste Stoffe gekleidet ging. Und er war so arm, vielleicht kaum seine Studien vollenden zu können, und seine Zukunft so aussichtslos wie der trübe Winternebel um ihn her.

Am anderen Morgen schlug er nicht den nächsten Weg durch die entblätterten Anlagen zu seinem Kolleg ein und ging ihn nie wieder. Es zuckte ihn wohl krampfhaft durch die Brust und zertrte ihm den Fuß hinüber und zog ihn mit fast übermächtiger Gewalt, doch er leistete Widerstand; denn er konnte, was er wollte, und wollte, was er mußte, was Ehrenpflicht war.

Aber diese gebot nicht, daß er heut abend nicht einmal mit den Augen über den Rand der nüchternen Pharmakologie wegschweifte und halbblaut „Erwine“ vor sich hin sagte. Denn wenn sie auch in all ihrer Lieblichkeit lebendig über dem grauen Buchschnitt dastand, so hörte sie es doch nicht.

Trotzdem fuhr Wolfgang Wegerdanz jetzt zusammen. Wie eine Antwort auf den Ton, der von seinen Lippen gekommen, klopfte es an seine Thür.

Es war indes nur ein Dienstmann, der ein kleines Paket brachte und wieder ging. Die Aufschrift des Päckchens war an Wolfgang gerichtet. Wer in der Welt konnte seiner am Weihnachtsabend gedenken?

Ein Stui kam zum Vorschein und darin ein einfaches goldenes Medaillon. Es mußte doch an eine falsche Adresse geraten sein, war vermutlich für eine weibliche Empfängerin bestimmt. Offenbar hatte man hier zu drücken, um die Kapsel zu öffnen. Seine Hand that es mechanisch. Aber gleich danach flog ihm ein Ausschrei vom Mund: „Erwine —“

Sie sah ihn aus dem Innern des Medaillons an, im Brustbilde einer kleinen, doch wunderbar lebensvollen Photographie. Ihn überließ's heiß; es war doch eine Antwort auf ihren Namen im Moment, als seine Lippen ihn gesprochen.

Ein schmales Zettelchen lag eingebogen, darauf stand mit feiner Handschrift: „Wenn meiner niemand heut gedenkt, gedenke ich doch dessen, der so einsam heut abend ist wie ich. Es war so schön, als die Bäume noch ihre Blätter trugen. Wie fahl und traurig sind sie geworden, wenn ich zur Tante gehe. Warum ist es denn Winter geworden? Die Sonne war so warm, als wolle sie Frühling bringen.“

Der Lesende zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Eine Antwort war's, nicht nur auf sein Denken und Reden, sondern auch auf das Klopfen seines Herzens. Das Herz in dem Urbild des kleinen Konterfeins pochte ebenso — es war traurig über den leeren, entblätterten Weg — es zitterte auch — es bat —

Wolfgang Wegerdanz sah plötzlich kleine Fußspuren im Schnee der stillen Anlage vor sich, die einzigen. An wohlbekannter Stelle hielten sie an, als ob suchende Augen darüber umhergingen.

Morgen früh war es gewiß so.

Wenn er ihr dann schweigend ebenföhl ein Medaillon mit seinem Bilde zurückgab, auch mit einem Blättchen darin, auf dem stand, daß er ihrer nicht minder gedacht und immer gedenken werde. Aber, daß er den Weg nicht mehr gehen dürfe, weil — weil es nicht sein könne —

So mußte er's, um jeden Preis, und mechanisch griff seine Hand hastig in die Tasche nach seiner Börse. Doch im selben Augenblick zerflog der traumhafte Rauch und seine Stirn vor einem Anklappern allernüchternster Wirklichkeit. Aus den Falten seines Portemonnaies glitzerte ihm keine Doppelkrone entgegen, nichts als einige Kupfer- und Silberstücke schoben sich darin durcheinander, für die sich in keinem Juwelierladen ein goldenes Medaillon erhandeln ließ.

Auf einmal sagte eine raumende Stimme aus einer dunklen Ecke der Stube: „Wasserstraße Nummer sieben.“

Dort lag die Doppelkrone, die er brauchte und wartete auf ihn. Freilich, wenn er sie für seinen Zweck verwandte, konnte er dem Belierer keine Rebanche mehr geben, sondern mußte fortan in scheuer Weise das Café vermeiden. Aber von dort so zu bleiben, lag ja so wie so in seiner Absicht, und er erwarb sich das Geld nicht in unehelicher Art.

Er konnte auch im Spiel unterliegen. — Das Blut schoß ihm bei dem Gedanken in's Gesicht.

Dann trug er seine Börse nicht bei sich und entrichtete seine Schuld später, wenn das neue Jahr ihn mit Geldmitteln versehen. Es war nur ein Anlehen, das er machte, und er konnte überhaupt nicht verlieren, denn Erwine stand als ein Schachgenius neben ihm.

Um jeden Preis mußte er die Doppelkrone noch heut abend haben, und das Medaillon in seine Brusttasche bergend, drückte er den Hut wieder auf den Kopf, in dem sein Gehirn sich in ähnlich taumelnden Sprüngen bewegte, wie seine Füße sie die Treppe hinunter machten. Draußen war es jetzt befremdlich still, die Straßen der Großstadt lagen fast so unbelebt, wie sonst nur in den ersten Stunden nach Ausbruch des Morgengrauens.

Der Weg führte weit aus dem Centrum der Stadt nach Nordost, allmählich in dunke und wie völlig ausgestorbene Gegenden. Eine vereinsamte Laterne warf noch eben ihr flackerndes Licht bis an den Rand einer alten, halbverfallenen schwärzlichen Mauer, an der ein Straßenschild befestigt war, von dem sich mit scharfer Augenaufstregung der Name „Wasserstraße“ buchstabieren ließ.

Aus dieser selbst sah keine Beleuchtung mehr hervor, wie ein dunkler Schlauch wand sie sich abwärts und verlor sich in Nacht. Sie schien weniger aus Gebäuden als aus Lücken zu bestehen, die durch thür- und fensterloses Mauerwerk ausgefüllt wurden; eine Hausnummer zu unterscheiden, fiel unmöglich. Wolfgang zählte, doch zwecklos, denn nichts gab einen Anhalt, auf welcher Seite sich die ungeraden Zahlen befänden; tastend fühlte seine Hand nach einem Thürklopper umher. Dann geriet ihm einmal ein solcher, eisig an der Hand klebend, zwischen die Finger; er schritt vorbei, weit, bis er wieder auf Thüren stieß, doch nirgendwo fand sich ein zweites. So kehrte er zurück; nach dem Gefühl bildete der Klopper einen alten metallenen Drachenkopf. Er sah an einer hohen, schwarzen Hauswand in die Höhe; alles daran war totenstill und lichtlos, hier gab es keinen Weihnachtsabend. Nur das Murren des Flusses kollerte hinter dem Gebäude herüber; wie der junge Student den Fuß gegen die Schwelle vorsetzte, trat er in eine tiefe Schwellenrinne hinein. Unwillkürlich blühte er die Augen darauf nieder, keine leichteste Spur befand sich darin. Es sah aus, als sei kein lebendes Wesen heut darin aus- oder eingegangen.

Zaudernd legte er seine Hand auf den Klopper. Das Herz that ihm ein paar stockend warnende, abmahrende Schläge, aber dann pochte es hurtig wieder: „Erwine — Erwine!“ und er schlug nach der empfangenen Weisung dreimal mit dem alten Drachenkopf gegen die Thür. Ein hohles Echo dröhnte von innen zurück, doch nichts regte sich; nur beim dritten Anhieb sprang die Thür plötzlich wie von selbst auf. Mechanisch trat der junge Mann einen Schritt vor, da fiel der schwere Eichenholzflügel auch von selbst, knarrend und schütternd, hinter ihm wieder in's Schloß, und er stand in toter Finsternis. Alles war lautlos, nur von einer Seite her kam ein leiser, schlürfender Ton. Dann schien sich der Laut in einen Schimmer zu verwandeln, der irrwischhaft da und dort über die Stufen und an dem Geländer einer breiten, düsteren Treppe herunterzitterte. Weiter ließ sich nichts gewahren, bis auf einmal die heisere Stimme des alten Schachliebhabers sagte: „Sie sind lange ausgeblieben. Fürchteten sich wohl vor dem Wind und Wetter. Ein widerlicher Abend. Es freut mich, daß er Ihnen auch so ist. Hier!“

Wolfgang unterschied noch immer kaum etwas von den Umrissen des Sprechers, der auf dämpfenden Filzsohlen mit einem kleinen Blendlicht von der Treppe herabgekommen war und ebenso wieder hinaufstieg. Der Ankömmling folgte ihm nach; er vermochte nichts um sich zu erkennen, gewann nur den Eindruck eines großen,

altmodischen Flurs, in den finstere Gänge einmündeten. Einen derselben schritten sie entlang, und der Fußtritt des jungen Studenten lief hallend an den Wänden des leeren Korridors voraus und kam ebenso, wie der eines Doppelgängers, hinter ihm zurück. Sonst lag das weite Gebäude totenschweigend gleich einer Katakombe rundumher.

Endlich öffnete der Alte eine Thür, und eine schmale Lichtbahn fiel heraus. Sie hielten in einem großen, durchwärmten, aber trotzdem ungemüthlichen Stubenraum an. Eine mit grünem Schirm überdachte Lampe erhobte sich als einen breiten in der Mitte des Zimmers stehenden Schachisch mit eingelegten Feldern; es dris Auge sich gewöhnte, verschwanden die Wände umher beinahe völlig und gleicherweise die Decke, die sich hoch droben zwischen dunklem Gebälk verlor. Auf dem Tisch stand ein großer, alter Krystallhumpen bis zum Rand mit dampfendem Punsch gefüllt, neben einem gemauerten Kasten lag eine fremdartige, schlangenhast gewundene Tabakspfeife, von Goldfäden umringelt, zwischen denen bunte Steine von sprühendem Glanz hervortauchten, und mit breitem Bernsteinmundstück versehen. Zwei augenscheinlich Jahrhunderte alte Lehnstühle, deren Arme in ausgeschlitzte Frageköpfe endeten, sahen sich an beiden Seiten des Tisches entgegen, auf dessen Feldern die Schachfiguren in Ordnung aufgestellt standen. Sie waren von kostbarster Art, aus Eisenbein und Ebenholz gearbeitet, doch wunderbarlich und verschieden. Bei den weißen bildeten die Türme Elefanten, die Springer ansprengende Reiter, die Läufer zierlich schlanke Vagen; der König trug Szepter und Krone, und neben ihm, als ein kleines Kunstwerk, ragte die Dame ihm mit einem feinen, madonnenhaft lieblichen Antlitz bis an die Schulterfalten seines Hermelins. Vom Nacken des schwarzen Königs dagegen fiel ein Purpurmantel herab, und sein Nebenmann war nicht weiblicher Natur, sondern nach orientalischer Brauch ein Wessir mit grellen weißen Augen im Gesicht und roter Fahnenfeder auf einem Karfunkelurban; die Läufer reichten sich als aufgeredete, hechelnde Wölfe daran, die Springer als haarige Böcke und die Türme als Einhörner mit gesenktem, zum Stoß ausholendem Kopf. Davor standen die Bauern in verschiedensten Gestalten hochender, grinsender und zähnefleischender Zwerge und Kobolde. Alle Eisenbeinfiguren trugen als Krönung eine weiße Perle, während auf den Köpfen derer von Ebenholz ein Steinchen wie Blutstropfen funkelte.

Wolfgang Wegerdanz Blick haftete staunend auf dem seltsamen und kostbaren Schachspiel, dann sagte er, um mit einer Aeußerung gleichsam sein bisheriges Schweigen zu entschuldigen: „Sie standen im Begriff, Herr Baron, mit sich selbst eine Partie zu beginnen.“

Doch als Antwort kam ihm trocken entgegen: „Ich dachte mir, daß Sie kämen.“

Unwillkürlich entfloß es dem jungen Studenten: „Ich selbst wußte es vor kurzem noch nicht, daß ich von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen würde.“

Es war wie ein von der Wand kommendes Echo, das zurückgab: „Ich wußte es.“ Wolfgang sah auf; die Rippen unter dem rattengrauen Schnurrbart vor ihm hatten sich nicht bewegt, nur aus den beiden tiefen Augenhöhlen darüber glimmerten ihm zwei phosphoreszierende Punkte entgegen. Dann rührte es ihm wieder halb tonlos ans Ohr: „Ich hatte heute nachmittag den Anzug, Sie bekommen Weiß“, und eine langfingerige Hand tauchte in den Lampenschirm und deutete auf den Sessel vor den Eisenbeinfiguren.

Der Aufgeforderte setzte sich und eröffnete das Spiel. Sein Blick hatte sich etwas an die larme Beleuchtung gewöhnt und unterschied hier und da undeutlich einen aus dem Dunkel um ihn jetzt hervortauchenden Gegenstand. Von Gesimsen an den Wänden schimmerten alte Metallgeräte, Waffen und Wunderlichkeiten. Es waren lauter seltsame Dinge, die einen dichten Rahmen um den Stubenraum bildeten. An Drähten von der Decke herabhängend,

wurden auch weitflatternde, ausgestopfte Eulen und Raubvögel halb sichtbar, wie sie sich leis unhörbar im Zug des auf die Fenster drückenden Windes bewegten. Es kam Wolfgang plötzlich mit einer Aufhellung: Sein sonderbarer Wirt war zweifellos kein „Baron“, sondern ein alter Trödler, ein Karitätenhändler, in dessen Antiquitätenraum er hier saß. Die Lehnstühle, das Krystallglas, die goldumringelte Pfeife, das barockwertvolle Schachspiel, alles stimmte dazu.

Sie hatten lautlos einige Züge gethan, nun sagte der Alte: „Trinken Sie nicht? Es ist eine gute Mischung. Sie wird Ihnen heifen, die Partie zu gewinnen.“ Seine Hand wies auf den dampfenden Humpen, und seine Zähne blinkten unter der aufgezogenen Oberlippe, als ob sie tonlos lachten.

Wolfgang setzte mit einer Dankesäußerung das Glas an die Lippen, und der Schluck, den er trank, durchflutete ihn wie ein glühender Strom. Nach einigen abermaligen Zügen sprach es über das Brett zu ihm herüber: „Rauchen Sie nicht? Es ist ein guter Tabak. Er wird Ihnen die besten Pläne eingeben.“

Der junge Student rauchte gern, doch hatte er es sich seit Monaten schon aus Sparsamkeit abgewöhnt. So ließ er sich nicht weiter aufordern, hob die Hand nach dem bereitgestellten Kasten, stopfte sich daraus die wunderliche Schlangenspfeife und setzte die Bernsteinspitze an den Mund. Ein köstliches Aroma umgab ihn bei dem ersten Zug, und ein fremdartiges Wohlbehagen durchfloß ihm Glieder und Sinne. Er hatte in der That noch nie so wundervollen Tabak geraucht. Wahrscheinlich eine Schmuggelware des alten Trödlers.

Im Zimmer war keine Bewegung und kein Laut. Nur der Wind wispelte draußen manchmal mit einem Stoß durch den Korridor, und nur die Knochenhand des Alten streckte sich ab und zu vor, um seine Figuren zu fassen. Nun hatte er einen seiner schwarzen Bockspringer gehoben, doch die Finger hielten mit demselben unerwartet in der Luft an, unter den Nicklidern sahen seine Augen herüber, und er fragte plötzlich mit dem trocken schluckenden Kehlon: „Um was spielen wir?“

Dem Befragten stieg das Blut ein wenig rot in die Schläfen, doch er verzogte mit möglichster Unbefangtheit: „Ich denke, wie gewöhnlich.“

„Um eine Doppelkrone? Haben Sie noch eine bei sich?“

Es war gewesen, als ob die Frage von einem der schwebenden Raubvögel heruntergekommen sei. Wolfgang Wegerdanz Gesicht hatte sich noch dunkler geröthet, aber nun tönte es gleich hinterdrein: „Ich gebe auch Kredit. Nur ist es ein ungewöhnlich widerlicher Abend; da kann man nicht um Gewöhnliches spielen. Wenn's Ihnen genehm ist, setzen wir heut das Zehnfache an Doppelkronen auf die Partie.“

Bei den letzten Worten schoß auf einmal wiederum eine neue Aufhellung, ein jähes Verständnis durch den Kopf des Angeredeten. Sein Gegner war nicht allein ein Trödelhändlermann, sondern auch ein alter Wucherer, der das Schachspiel gleichfalls als Geschäft betrieb und den Weihnachtsabend zu nutzen gedachte, um gegen die Spesen eines Glases Punsch und einer Pfeife Tabak einen guten Profit zu machen. Das war von Anfang an sein Trachten gewesen, und er hatte Wolfgang mit seiner Einladung in diese Falle gelockt.

Trotzdem berührte diese Aufklärung den letzteren eigentlich angenehm. Wo er ein Opfer gewinnstüchtiger Spekulation sein sollte, fühlte er sich von aller Rücksichtnahme befreit und konnte ohne jedes Ehrenbedenken ruhig ebenfalls nur seinem Wunsch, sich Geld für seinen Zweck zu beschaffen, nachhängen. Zwar war es eine gewaltige Summe, die ihm als Einsatz angeboten worden, doch das Herz schlug ihm heftig, welch schönere Gedächtnisgabe er dafür morgen Erwine zurückzureichen im Stande sein werde. Außerdem empfand er sich so leicht und sorglos, wie von Flügeln getragen; er warf noch einen schnellen Blick über das Brett. Unzweifelhaft war seine Stellung die vorteilhaftere, und er antwortete rasch: „Mir ist der Einsatz recht.“

[Schluß folgt.]

❖ Allerlei. ❖

Ueber die Opfertessel des Riesengebirges enthält die „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ eine kurze Abhandlung von H. Grammer. Die Opfertessel sind meist runde Vertiefungen von der Form einer flachen Wanne, die einen Durchmesser bis zu einem Meter haben und von verschiedener Tiefe sind. In den älteren Beschreibungen des Riesengebirges wurden diese im festen Fels aufstretenden Becken als Werke von Menschenhand angesehen. Daher schreibt sich ihre Benennung, die darauf hindeutet, daß sie zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt gewesen seien. Die wissenschaftliche Erforschung ist von diesem Glauben abgegangen. Professor Berendt erklärte sie als Gletscherhöpfe, wie sie sich in anderen Massen und unter anderen Verhältnissen in den Rüdorsdorfer Kalkbergen östlich von Berlin oder im berühmten Gletschergarten zu Luzern finden. Diese Auffassung war bedeutsam, da sie eine ausgebehnte Vergletscherung des Riesengebirges während der Eiszeit zur Voraussetzung hatte. Die Gletscherhöpfe entstehen bekanntlich dadurch, daß sich das durch eine Gletscherpalte auf dem festen Gestein bogen herniederfallende Wasser allmählich in tiefen eingräbt, fast immer oder überhaupt immer unter Mitwirkung von Geröll, das dem Wasserstrudel die einwirkende Kraft verleiht. Auf diese Art entsteht in dem festen Fels des Bodens ein kesselartiges Loch. An den Gletscherhöpfen sind, wie man es an den beiden genannten Stellen besonders

schön beobachten kann, die Spuren der allmählichen Ausschleifung noch deutlich erkennbar, indem die inneren Wände der Vertiefung wie poliert erscheinen und auch oft spiralförmige Windungen aufweisen; außerdem finden sich nicht selten auf dem Boden eines solchen Topfes ein oder mehrere runde Steine, die eben die Vertiefung unter dem Einfluß eines Wasserwirbels geschaffen haben. Von diesen Eigenschaften echter Gletscherhöpfe ist nun an den Opfertesseln des Riesengebirges wenig zu beobachten. Man könnte daraus allein aber noch keinen bündigen Beweis gegen eine derartige Entstehung herleiten. Wichtig aber ist die Thatsache, daß jeder Opfertessel eine Abflußrinne besitzt, von deren Tiefe auch die Tiefe der Kessel abhängt. Bei echten Gletscherhöpfen, die gewöhnlich ganz unermittelt im Gestein auftreten, kann eine derartige Beziehung höchstens als Ausnahme fall stattfinden. Die Opfertessel des Riesengebirges sind daher auf andere Weise entstanden zu denken, und zwar sind es wahrscheinlich Verwitterungserscheinungen im Granitfels, die immer an Spalten im Gestein gebunden sind, da diese der Verwitterung einen besonders günstigen Angriffspunkt bieten. Die Opfertessel sind bisher von drei Stellen des Riesengebirges bekannt; bei Agnetendorf, bei dem Adlerfels unweit Schreiberhau und auf dem Vorberge des Rynast. Es sei noch erwähnt, daß eine Vergletscherung des Riesengebirges während der Eiszeit in der That stattgefunden hat, die aber nach den Untersuchungen des Breslauer Geographen, Professor Partsch, keine erhebliche Ausdehnung besessen hat.

Unsere Bilder.

Fräulein Naseweis. Auf dem Tische stehen Mutters Weihnachtseinkäufe. Das neugierige Pöttechen stellt sich auf die Fußspitzen und betrachtet staunend die geheimnisvollen Pakete. Ein rot und blau bemalter Kasten erregt besonders das Interesse der Kleinen. Was mag wohl darinnen sein? Der kleine Messingknopf vorn ist wohl zum Aufmachen da? Und ihre ungegeschickten Fingerringen spielen so lange daran herum, bis der Deckel plötzlich hochspringt und ein grünlcher Hanswurst aus dem Kästchen in die Höhe schnellt. Zuerst fürchterlich erschrocken, faßt sich Pöttechen doch ein Herz und schaut halb ängstlich, halb neugierig auf das Ungeheuer, kranpffhaft überlegend, wie sie wohl das entsetzliche Ding wieder verschwinden machen könne.

Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die edle Fürstin, die feinerzeit dem Stahl eines Mordbubens zum Opfer fiel, lebt noch jetzt in den Herzen ihrer lieben Oesterreicher fort und es bedarf kaum der mancherlei sichtbaren Erinnerungsstätten, die pietätvolle Hände geschaffen haben. Dieser Erinnerung geweiht ist auch die wie eine Warte weit hinaus ins Land ragende Kaiserin Elisabeth-Gedächtniskirche auf dem Hochschneeberg, diesem beliebten Ausflugsziel der Wiener Touristen. Das Kirchlein, welches 1800 Meter über Meereshöhe errichtet ist, stellt abweichend von der herkömmlichen Anlage katholischer Gotteshäuser einen Zentralbau von moderner Auffassung dar, außen quadratisch und innen kreisrund gestaltet, bildet sie einen ganz aus Stein hergestellten Kuppelbau, der von der Laterne und dem eisernen Glockentürmchen gekrönt ist.

Vor einem Jahrtausend war Winchester noch die Hauptstadt Englands und eine Art Erinnerungsfeier an jene Zeit war mit der Enthüllung eines Denkmals für Alfred den Großen, die vor kurzem dort stattfand, verbunden. Alfred der Große, der im Jahre 901 starb, ist eine der herrlichsten Monarchen-Erscheinungen, von denen die Geschichte erzählt. Bei seiner Thronbesteigung besand sich das Land im allertraurigsten Zustande. Die Normannen hatten die Hälfte der Städte und Dörfer in Asche gelegt und der König selbst mußte sich zumeist in Wäldern und Sümpfen verbergen. 878 brachte er jedoch dem Feinde eine entscheidende Niederlage bei, und nun zeigte er sich im Frieden nicht weniger groß als im Kriege. Er hob die wirtschaftlichen Verhältnisse, gründete neue Städte und Dörfer, sorgte für die Rechtspflege (das von ihm geschaffene Gesetzbuch wurde zum Teil die Grundlage des späteren common law), bemühte sich um Handel und Schifffahrt, um Litteratur, Kunst und Wissenschaft, soweit davon unter den Verhältnissen seines Landes die Rede sein konnte. Er selbst übersezte mehrere philosophische, poetische und religiöse Werke in die Sprache seines Volkes, er war in Gold- und Silberarbeit geschickt, er erfand einen Stundenmesser, beschäftigte sich mit der Schiffsbaukunst — kurz er war fast in allem der Lehrer seiner Unterthanen.

→ Gemeinnütziges. ←

Füllung zur Gans. Kastanien werden geschält und in Salzwasser halb weich gekocht; dann läßt man eine feingehackte Zwiebel in Fett oder Butter ganz weich dämpfen (wozu man ein wenig Salz nimmt und die Kasserolle zudeckt, damit die Zwiebel nicht gelb wird), läßt die Kastanien ebenfalls zugebedt noch ein Weilchen mitdämpfen und füllt sie in die Gans.

Eine Extra-Zugabe.

Eisbahnpächter (zu einem eingebrochenen Käufer): „Sie, Herr, Sie haben nur ein Billet zum Baden. Für's Baden muß separat gezahlt werden!“

Bedingungsweise.

Junger Mann: „Sieh nur, Schatz, das schnäbelnde Spazepaar über uns; möchten wir es nicht so machen wie sie?“

Junges Mädchen: „Ja, wenn ich wüßte, daß wir auf diese Weise auch auf einen grünen Zweig kommen!“

Gerechte Entrüstung.

Gläubiger (zum jungen Dichter): „Wissen Sie, das ist aber nicht schön von Ihnen! Erst lesen Sie mir Ihre Gedichte vor, und dann kriegen ich doch kein Geld von Ihnen!“

Entartung.

„Ihr Sohn ist in der Stadt wohl ein sehr feiner Herr geworden, Krauthofbauer?“

„Ei freilich, nit mal ausspucken kann der mehr!“



Eine Ent-



täuschung.

Luftiges.

Der dampfende Braten.

Ueberflüssiger Rat.

Erste Balletratte: „Du, Else, den Baron würde ich an Deiner Stelle ein bißchen kürzer halten.“

Zweite Balletratte: „Sag mir lieber, wie ich ihn länger halten kann.“

Ein Schwerenöter.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Schirm anbiete, gnädiges Fräulein?“

„Danke sehr, ich bin in zwei Minuten zu Hause!“

„Nun, wir können ja etwas langsamer gehen!“

Boshafte Bestätigung.

Hauswirt: „In meinem Hause wohnen die Mieter wie im Paradies.“

„Das stimmt, ich kenne einen, den sie erst kürzlich rausgeschmissen haben!“

Druckfehler.

Morgen gelangt am Stadttheater eine den Abend füllende Naidität, das Erstlingswerk eines jungen Dichters, zur Aufführung.

Nachtsch.

1. Bilderrätsel.



2. Umwandlungs-Aufgabe.

Aus je zwei Worten (a und b) ist nach folgenden Angaben ein drittes Wort (c) zu bilden, wobei das erste Wort (a) seinen letzten und das zweite (b) seinen ersten Laut verliert. Beispiel: a. Posen, b. Sidon, c. Poseidon. — Die Anfangsbuchstaben der dritten (c) Wortreihe nennen ein deutsches Drama.

Es bezeichnet: 1a. eine Stadt an der Donau, b. ein Sinnbild der Trägheit, c. ein Raubtier; 2a. einen Nebenfluß der Elbe, b. einen biblischen Namen, c. eine Königin Israels; 3a. einen Knabennamen, b. einen Fisch, c. einen Jüngling der griechischen Mythologie; 4a. eine deutsche Universitätsstadt, b. ein Getränk, c. ein bekanntes Salzbergwerk; 5a. einen Badeort, b. einen Fluß in Afrika, c. einen Knabennamen; 6a. eine Stadt an der Donau, b. eine Gedichtform, c. einen Baum; 7a. einen Monat, b. einen Gott, c. einen Fluß in Ungarn; 8a. einen Fluß in der Schweiz, b. ein Bier, c. eine Insel der Alten; 9a. eine Insel im Mittelmeer, b. einen König aus einer altnordischen Sage, c. eine Stadt in Westpreußen; 10a. einen Fluß in Hannover, b. eine Gartenpflanze, c. eine Provinz von Irland; 11a. einen deutschen Schriftsteller und Theaterdirektor, b. einen Sohn Jakobs, c. eine Stadt in Schlesien.

3. Rätsel.

Oftmals habt Ihr schon gelesen,
Daß an ihm im gold'nen Saal
Des Olympus Götterwesen
Sich erlustigten beim Mahl.

Aber noch in unsern Zeiten
Nehmen es im deutschen Land,
Sich Vergnügen zu bereiten,
Viele umgestellt zur Hand.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- Der Stein im Vordergrund des Bildes enthält das Haupt des Sptons, seine Hand ruht am Fuße des kleinen Stammes.
- Rassandria, Archangel, Nicomedia, Larenburg, Baltimore, Gneisenau, Maclarjee, Anthracit, Strichmin. Andreas Wöhenbach.